12. Dezember 1934 Beilage zum Posener Tageblatt Nummer 282

In freier Stunde

Sensation in Heiligenburg

9. Fortsetzung.) Roman von Ernst Klein

Baron Nikolaus Atterstein, ehemals in der Wiener Lebewelt als der „fesche Niki" bekannt, war immer peinlich gepflegt in seinem Aeußeren gewesen und hatte sich den eleganten Schmiß des österreichischen Aristokraten auch als Mann nahe den Sechzig bewahrt. Sonderlich intelligent war er nicht, aber das hatte niemals jemand von ihm erwartet und noch weniger verlangt. Er war gegen jedermann liebenswürdig und dabei gerade so weit herablassend, wie zur Wahrung der sozialen Unterschiede notwendig schien, gab sich als Grandseigneur und rechnete dem Verwalter auf Heller und Pfennig nach. Uebermäßig beliebt war er nicht, selbst nicht bei der Damenwelt Heiligenburgs.

Jetzt hockte er in einem Bezirksgerichtszimmer auf dem Bett, trank eine Flasche Wein nach der anderen und befand sich in stetem Halbdusel.

Als Martin ihn sah, erschrak er. Der Baron schaute ihn aus stumpfen Augen an. Verfallen dieser elegante, selbstbewußte Mensch. Unfrisiert, mit ungepflegten Händen. Er hatte weder Kragen noch Krawatte um, und das zerknitterte Hemd stand offen. Mit den drei Revolverkugeln, von denen die erste ein Menschenleben vernichtete, die beiden anderen ein zweites gefährdeten, hatte er das eigene Leben in Trümmer geschossen. Die vulkanische Explosion einer senilen Leidenschaft riß den letzten Rest fester Vernunft nieder, den die „Sünden der Väter" und die eigenen ihm gelassen hatten. Der fesche Niki war erledigt. Wie der Propst gesagt hatte: „Den stellen s' nie vor Gericht." Den Doktor packte die Wut, als er den ersten Schrecken verwunden hatte.

Atterstein machte nicht einmal den Versuch, sich zu erheben. „Ah, Sie sind's, Doktor?" Das war seine Begrüßung. „Bedaure, daß die äußeren Umstände —" Er hob die Schultern und schenkte sich ein Glas ein. „Sie behandeln einen hier wenigstens anständig." Selbst jetzt, da sein Seelchen schon im Grenzland der Paralyse umherwankte, der einzige Gedanke nur sein eigenes, armes Ich.

„Ich habe es für meine Pflicht gehalten," hob Martin grimmig und grob an, „Ihnen über den Zustand Ihrer Frau Gemahlin zu berichten. Sie befindet sich außer Gefahr . . ."

Ueber das Gesicht des Mannes zuckte von innen her der Widerschein eines Gefühls, das Martin nicht richtig zu erkennen vermochte. Atterstein blickte von ihm weg zum Fenster hinaus und fingerte an seinem Weinglas herum. „Das freut mich, zu hören," murmelte er. „Und — der andere?"

„Den haben Sie besser getroffen."

„So?" Die Augen Attersteins kamen zu Martin zurück, und jenes Gefühl wurde auch in ihnen sichtbar. War es Freude? Genugtuung? Haß?

„Ich habe Ihre Frau Gemahlin operiert," fuhr Martin fort. „Und sie hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß es ihr, den Umständen angemessen, gut geht." Er sprach ein tadelloses Hochdeutsch, bei ihm stets ein Zeichen, daß er fuchsteufelswild war.

„Danke für Ihre Bemühungen, Doktor!" ließ sich Atterstein vernehmen. „Sie hätt' sich anders aufführen sollen, dann läg' sie jetzt nicht im Spital. Hören S', Doktor, ich war gewiß ein rücksichtsvoller und nachsichtiger Gatte — aber so was? Nein!" Sein aschfarbiges Gesicht wurde rot, und er schlug mit der Faust auf den Nachttisch, daß die Flaschen und die Gläser tanzten. „Na, ich hab' genug gesehen!"

„Die Frau Baronin behauptet, Sie täten ihr unrecht . . ."

Der andere lachte höhnisch auf. „Sie scheinen nicht viel Erfahrung mit Frauen zu haben, Doktor! Unrecht? Ha — so eine Frechheit!" Was nun folgte, war Raserei und Eifersucht.

Martin war froh, als er auf dem Gang stand. Er suchte Dr. Werner, den Bezirkschef, auf. „Was macht ihr denn mit dem Menschen?"

„Irrenanstalt . . . Ich hab' schon einen Bericht an das Landesgericht in Krems fertig. Ein halbes Jahr geb' ich ihm."

Martin preßte die Hände zusammen. „Und so ein Kerl heiratet ein junges Geschöpf?"

Wut war noch in ihm, als er im Spital ankam, und die Berichte des ersten Assistenzarztes und der Oberschwester hörte er sich nur mit einem Ohr an; im anderen klang das Gegeifer Attersteins nach.

„Der alte Gstettner schimpft!" meldete die Oberschwester. „Der will aus dem Spital raus! Und rauchen will er!"

„Dem werd' ich meine Meinung sagen!" versprach ihr und sich der Herr Doktor, und war froh, einen Blitzableiter gefunden zu haben. Er ging und scherte den Mostschädel, den alten Gstettner, zusammen, daß es nur so eine Art hatte. Dr. Kraus wurde angebellt, weil der ihm gerade in den Wurf kam. Und dem Wärter Josef Spiella wurde der Kopf gewaschen, weil — weil der ihm auch gerade in den Wurf kam. Der Sturm hing dem Doktor noch überm Gesicht, als er an das Bett Irma Attersteins trat und sich den Temperaturzettel besah. „Gut geschlafen?" fragte er, zu Schwester Sophie hin.

Doch die Patientin selber antwortete: „Sehr gut! Und das Frühstück hat mir wunderbar geschmeckt, Herr

Doktor!" Sie sah zu ihm auf und in ihren dunklen Augen war Erwartung.

„Jetzt werden wir den Verband wechseln," redete er über sie hinweg und begann an ihr zu arbeiten.

Dabei machte er eine beunruhigende Entdeckung. Wenn er zufällig mit der Hand an ihre nackte Haut kam, gab's ihm einen elektrischen Schlag. Kühl war diese Haut, so fein, so zart. Sein Fachgewissen knurrte ihn an wie ein bissiger Wachhund. Für den Arzt ist der Patient eine Sache: Mann, Weib, jung, alt, schiech, schön — ganz egal. Objekt medizinischer Behandlung. Ein Neutrum. Aber diese Patientin war kein Neutrum. Er spürte das und wurde unsicher. Er patzte an dem Verband herum. Und hatte die Empfindung, sie durchschaue ihn. „Tut's weh?" fragte er mit allzu stark betonter Bärbeißigkeit.

Auf ihrem Gesicht wagte sich das erste Lächeln hervor. „Gar nicht."

Endlich fertig . . . Sie lag still, und das Lächeln vibrierte noch um ihren weichen Mund.

„Ich war bei Ihrem Mann!" erklärte er grob, und die Schwester schob ihm einen Stuhl zurecht. Er aber blieb stehen und vergrub die Hände in die abgrundtiefen Taschen seines Kittels. „Er — er — — Na ja, wissen Sie, Frau Baronin: Er scheint kolossal unter der Katastrophe zu leiden. „Seelische Depression" nennt man das . . ."

„Was hat er gesagt?"

Martin war noch immer voll Zorn. „Ich hab' den Eindruck, daß er Ihnen nicht vergeben will," gab er bösartigen Bescheid.

Sie zuckte auf. „Vergeben? Er mir? Was hat er gesagt?" Ihre kleine Hand griff wieder einmal nach dem Doktor und hielt ihn am Kittel fest. „Ich muß es wissen!"

„Gott, er ist halt aufgeregt!" Er überlegte, schaute prüfend auf sie herunter. „Der Bezirkshauptmann läßt ihn nach Wien bringen, zur Untersuchung seines Geisteszustandes."

Die Spannung in der jungen Frau löste sich. Sie seufzte tief auf und ließ ihre Hand sinken. „Armer Niki —!"

Dem Doktor klang es, wie wenn sie sagen wollte: „Ich hab' es ja immer gewußt!" Er blickte zur Schwester Sophie hin, die an der anderen Seite des Bettes stand, und nickte ihr zu. Sie verstand das gleiche wie er.

Als Martin das Zimmer verlassen hatte, lag Irma Atterstein still und blickte zu der Tür hin, durch die er verschwunden war. „Herr Doktor Wagenmeister ist der beste Arzt, den ich kenne," sagte sie und verlangte in ihrer herrischen Liebenswürdigkeit von der Nonne freudigste Zustimmung. „Nicht wahr, Schwester Sophie?"

Die nickte. „Er hat einen Namen wie ein großer Professor, und von überallher kommen die Leute zu ihm ins Spital."

„Und so jung ist er noch!" Sie schwieg einen Augenblick. „Schwester, ist er immer so grob mit den Patienten? Oder hat er sich nur mir gegenüber auf diese Behandlungsart eingestellt?"

„Es gibt keinen besseren Menschen als ihn!" beteuerte Schwester Sophie, rückte den Stuhl zum Fenster, so daß sie von diesem Platz aus ihre Pflegebefohlene im Auge hatte, nahm ihr Brevier und begann mit lautlos sich bewegenden Lippen zu beten. Sie war noch nicht alt, die Schwester Sophie, just dreißig, und was sie aus dem Brevier herauslas, wurde, wie jeden Tag, ein Gebet für den Doktor Martin Wagenmeister, dem sie so alle die Liebe und Innigkeit gab, die sie ihrem verschlossenen Frauentum abzutrotzen wagte.

14. Kapitel.

Die Brüder saßen nach dem Mittagessen im Garten. Christine war wieder im Totenzimmer beschäftigt, denn unaufhörlich kamen Kränze, die geordnet werden mußten. Auch neue Kerzen waren anzustecken.

Martin hatte sich mit der Zigarre in einen Gartenstuhl gepackt und paffte schweigend vor sich hin.

Franz fingerte nervös an seiner Zigarette, warf sie schließlich mit energischem Ruck fort und weckte den Bruder aus dem Grübeln auf. „Du, Martin!"

Unverständliches Grunzen. Martin schob sich in den tiefen Liegestuhl noch tiefer hinein und schaute nicht auf.

„Was hast du eigentlich, Martin? Die Christel hat's auch gemerkt — wir alle."

„Ich? Was soll ich denn haben?" Er nahm die Zigarre aus dem Mund und blickte sie von allen Seiten an, wie wenn sie ein Ding wäre, das er zum erstenmal in seinem Leben zu Gesicht bekäme. „Ihr seid komisch! Wenn du so ahnungslos ans Telephon gehst und irgendein fremder Mensch — — Das gibt dir einen Stoß!"

Franz nickte, und Martin qualmte weiter. „Du —" fing der Jüngere wieder an, „ich muß dir was sagen . . ."

„Na —?"

Franz setzte zweimal an und ließ seine Bombe fliegen. „Mit dir kann ich ja darüber reden. Der Vater — — Na, du weißt ja, Martin: Ich mag nicht studieren! Ich hab's bis daher!" Er preßte, um das Maß dieses Ausdrucks anzudeuten, die Handschneide an den Mund. „Ich taug' nicht dazu . . . Und was soll ich auch da werden? Heutzutag? Im Hörsaal bei uns treten sie sich gegenseitig auf die Füße, und die Professoren lassen bei den Examen fünfundsiebzig Prozent durchfallen — nur, damit nicht zu viele drankommen!"

Martin zog fragend die Brauen hoch. „Bist du auch unter den 75 Prozent?"

Franz ballte die Faust und schlug sich aufs Knie. „Ja!"

„Daran ist noch keiner gestorben! Versäumst ja nichts."

Der jüngere Bruder fuhr auf. „So? Ich versäum' nichts? Alles versäum' ich — mein ganzes Leben! Und wie lang soll ich mich denn noch erhalten lassen?"

„Wenn du weiter keine Sorgen hast —?"

Franz war immer gleich in der Höh'. Wie die Mutter. Er hatte ihre schlanke Feingliedrigkeit und war brünett, wie sie. Aus der Wachau, dem gesegneten Weinland, war sie gekommen, hatte leidenschaftlich Schubert geliebt und war ewig wechselnder Stimmung gewesen. Just so wie in ihr, war auch bei ihm alles Temperament, Ueberschwenglichkeit und Hingabe an den Augenblick. Alles, was in ihm geschah, nahm doppelt so viel Temperament in Anspruch wie bei anderen Menschen. „Ach, hab' aber andere Sorgen! Gut: Der Vater hat mich ausgehalten ... Aber du —? Wie kämst du dazu? Ich — ich hau' den ganzen Krempel hin! Ich geh' zur Musik! Da bin ich zu Haus! Ich kann was! Ich hab' mich schon prüfen lassen auf'm Konservatorium. Sie haben mich gleich dabehalten wollen . . ." Er faßte die Hände des älteren Bruders, diese großen, starken Pranken, in denen seine feinen, nervösen Künstlerfinger ganz und gar verschwanden. „Schau, Martin: Ich krieg' bestimmt ein Stipendium! Professor Kretzschmar — das ist doch heut unser erster Violinlehrer — hat gesagt, er nähm' mich sofort in seine Klasse, obwohl sie total überfüllt wär' . . ."

(Fortsetzung folgt)

Daisy

Die Geschichte eines Tigers von Rudolf Schwanneke

Indien! — Wer dich geschaut, den läßt nie mehr die Sehnsucht nach dir los! — Und doch war er dorthin geflüchtet, um einer anderen Sehnsucht Herr zu werden, einer Sehnsucht, die ihn aus zwei Augen anblickte, in denen ihm einst mehr als alle Herrlichkeit Indiens leuchtete. —

Nie würden ihn diese unsichtbaren Augen verlassen. „Daisy!" — Henry warf die Flinte kurz über die Schulter und kehrte zum Lager zurück. Der gefürchtete Tiger war zur Strecke gebracht. Nur Potin fehlte noch. Schließlich erschien er, mit etwas Lebendem auf dem Arm.

„Ein Tigerbaby, Henry; willst du es haben?" Henry trat näher, um das Tier zu streicheln. Plötzlich zuckte er zusammen.

„Was ist dir?"

„Es hat Daisys Augen!"

Potin lachte. „Ein Grund mehr! Behalt' die kleine Bestie!"

Henry hob das hilflose Tier hoch, kraute ihm den Kopf und murmelte: „Daisy!"

Das Tigerbaby blickte ihn ruhig an. „Daisy" flüsterte er noch einmal, „du sollst bei mir bleiben, für die andere — — Daisy — immer!"

Das Tier wuchs heran. Zahm und zutraulich blieb es gegen seinen Herrn und dessen indischen Diener Jogo. Besonders nach Sonnenuntergang, wenn die Tiere der Dschungeln unruhig wurden, kam es zu Henry, schob sich dicht an ihn heran und ließ sich liebkosen. Dann erzählte er ihm tausend Dinge, von der Welt und der anderen Daisy.

Einmal, als Henry in Gedanken versunken so vor sich hinträumte, trat Jogo zu ihm und sagte: „Sahib, du mußt glauben, daß alles Verlorene wiederkehrt!"

„Ein schöner Glaube, Jogo; aber wir Abendländer sind Menschen des kalten Verstandes."

„Willst du nicht glauben, daß in Daisys Augen die Seele der Frau zu dir gekommen ist, die du liebst?"

„Ich danke dir — und weiß — du meinst es gut."

„Du mußt die Stimme des Lebens vernehmen, Sahib. Sie sagt, daß Daisys Augen dir jene Frau zurückbringen werden."

„Glaube du es für mich, Jogo, und hüte mir Daisy, wenn ich nicht da bin."

Daran ließ es der Inder nicht fehlen. Aber einmal mußte Henry auf drei Tage nach Kalkutta; als er wiederkam, war Daisy verschwunden. Man suchte die ganze Gegend ab — von dem Tiger fand sich keine Spur.

Henry war tieftraurig. Mehr als das Tier, — ein Stück von seinem Leben schien ihm genommen. Und wieder trat der Inder zu seinem Herrn. „Sahib," hub er an, „traure nicht; es gibt kein Verlorensein. — Das Leben hat Daisy gerufen, um fern von hier, dir noch besser zu dienen." — Dabei sah er den Niedergeschlagenen so gläubig an, daß dieser es nicht einmal fertig brachte, ungläubig zu lächeln.

Zwei Jahre vergingen. Henry war wieder in Europa und kam im Frühjahr mit Konsul Steffens nach Madrid. Man besuchte eines Abends den Zirkus. In der großen Pause war die Besichtigung der Raubtiere gestattet. Auch Henry ging hin. Immer zog es ihn zu den großen Tigern.

An einem Käfig stand ein Wärter, um zu verhindern, daß die Zuschauer zu nahe herankämen. Ein großes Tier schritt hinter dem Gitter unablässig auf und ab. Plötzlich wandte es den Kopf, und Henry — — rief: „Daisy!"

Der Königstiger schrak zusammen. Seine Augen weiteten sich und durchforschten blitzschnell die Gesichter der Zuschauer. Henry hatte die Arme erhoben, aber das majestätische Tier erkannte ihn nicht, hatte es ihn doch nie in dunkler Kleidung gesehen. Dann nahm er seinen Hut ab und warf ihn, kaum wissend, was er tat, zwischen die Gitterstäbe des Käfigs.

Ein Sprung! Der Tiger ergeift den Hut, beriecht ihn, schlägt den Boden mit dem Schweif und beginnt zu winseln. Dann läßt er den Hut liegen und erhebt sich an den Gitterstangen in seiner ganzen riesigen Gestalt.

In seinen Augen liegt ein flehendes Weh, und plötzlich öffnet er den gewaltigen Rachen und stößt ein durchdringendes, markerschütterndes Gebrüll aus.

Die Nächststehenden weichen angstvoll zurück. Henry springt ans Gitter. Der Wärter will ihn zurückreißen, aber er wirft ihm ein Geldstück zu und läßt sich nicht halten.

„Daisy, Daisy!" ruft er ein über das andere Mal jubelnd vor Freude.

Das große Tier lag auf dem Boden seines Käfigs und suchte mit Kopf und Pranken unter dem schmalen Gitterspalt sich durchzuzwängen. Alle Wildheit schien von ihm gewichen, ganz still lag es, den Kopf zwischen Boden und Eisen gepreßt, und Henry kraute ihm mit leisen, zärtlichen Worten die Stirn.

Endlich ertönte das Zeichen zur Beendigung der Pause. Die Besucher mußten den Raum verlassen, auch Henry. Aber das wollte und konnte das Tier nicht verstehen. In größter Angst sprang es wieder am Gitter hoch, winselte und brüllte. Noch einmal trat Henry zu ihm, dann mußte er sich entfernen.

Als Daisy sah, daß nichts mehr zu hoffen war, lief ein Zittern durch ihre Gestalt; ihr Wehgeheul war erschütternd. Indes nahm die Vorstellung ihren Fortgang. Nur aus der Ferne hörte man noch das Gebrüll eines einsamen Königstigers. — — —

Als letzte Nummer stand die Vorführung der Raubtiergruppe auf dem Programm. Acht Löwen und sechs Tiger wurden in die umgitterte Manege gelassen. Zuletzt ein großes, scheinbar widerspenstiges Tier, das vielen Zuredens bedurfte, ehe es den schmalen, langen Gang verließ und endlich gesenkten Hauptes die Manege betrat. Es war Daisy!

Jedes Tier nahm seinen Platz auf einem kleinen Podest ein, nur Daisy stand teilnahmslos da. Ab und zu bewegte sie den schönen Kopf, ohne den Dompteur, Captaine Franconi, zu beachten.

Er versuchte es im Guten, — das Tier rührte sich nicht. Er zielte mit der langen Peitsche, ohne zu schlagen. Es half nichts, er war dem Tiger Luft. — Da holte Franconi zum Schlage aus. Ein leiser, pfeifender Knall fuhr durch den Raum. Die Antwort war ein Schlag mit der Pranke, die Peitsche zersplitterte. Dumpf grollte warnend der Tiger.

Franconi durfte sich keine Blöße geben. Er stieß mit einer spitzen Stange nach Daisy. Gleichzeitig griff er in die Tasche, wo der Revolver mit den Platzpatronen steckte.

Zwei, drei Schreckschüsse blitzen auf. Das Publikum wurde unruhig. Noch einmal knallte es. Dann gellte ein hundertstimmiger Entsetzensschrei durch den Zirkus. Der Dompteur lag am Boden, über ihm das riesige Tier.

Frauen schrien auf, Wärter eilten mit Stangen herbei.

Da löste sich aus der Fremdenloge eine männliche Gestalt und eilte auf die Manege zu, mit dem lauten Ruf: „Daisy Daisy, komm her!"

Henry trat dicht an das Gitter. Im Augenblick ließ der Tiger von seinem Opfer ab. Mit einem Sprunge war er bei seinem ehemaligen Herrn, streckte ihm die Pranken hinaus und rieb den mächtigen Kopf an seiner Hand.

Das Publikum raste vor Begeisterung. Der Dompteur konnte sich erheben, ernstlichen Schaden hatte er anscheinend nicht genommen; aber die Hoffnung, daß er die Vorführung wieder aufnehmen könnte, erfüllte sich nicht. Die Vorstellung mußte abgebrochen werden.

Die andern Bestien, die sich während des Vorfalls merkwürdig ruhig verhalten hatten, wurden in ihre Käfige gelassen. Nur Daisy rührte sich nicht von der Stelle.

Als die Manege leer war, erbat sich Henry die Erlaubnis, sie betreten zu dürfen. Auf seine Gefahr hin wurde es ihm gestattet.

Noch hatte niemand den Zirkus verlassen. Kirchenstille herrschte in der Arena, als Henry das Gitter zurückschob und zu Daisy hereintrat.

Das Tier kam auf ihn zu, erhob sich zu seiner ganzen Größe, legte ihm die Vorderpranken auf die Schultern und schmiegte seinen Kopf an ihn.

Das Publikum tobte vor Freude. Rufe und Bitten erschollen um Aufklärung. Da erzählte Henry Daisys Jugendgeschichte.

Man war begeistert, und langsam verließ die Menge den Zirkus

Henry war der einzige, dem es gelang, Daisy zum Verlassen der Manege zu bewegen.

Am nächsten Tag eilte er wieder zu Daisy, die noch kein Futter zu sich genommen, und erst auf sein Zureden die Fleischstücke verzehrte.

So blieb es alle Tage. Daisy fraß nicht, so lange Henry abwesend war, verdarb jede Vorstellung, in der man es wieder mit ihr versuchen wollte, und gebärdete sich wie unsinnig, wenn ihr einstiger Herr sie verließ.

Henry überlegte, was zu tun sei. Ewig konnte dieser Zustand nicht währen. Und Daisy verlassen? — Nein, das konnte er nicht.

So machte er dem Zirkusdirektor ein Kaufangebot für den Tiger, das dieser nach einigem Zögern auf Zureden Franconis auch annahm. Daisy wurde dem Baseler Zoologischen Garten zum Geschenk gemacht.

Henry ließ sich an der Züricher Universität eintragen und teilte seine Zeit zwischen den Studien und Daisy. — Dann kam ein Ruf an ihn nach Japan.

Und — — Daisy? — Er sprach mit der Direktion. Man vereinbarte zunächst eine achttägige Probetrennung, um die Wirkung abzuwarten.

Acht Tage, eine volle Woche! Henry blinkte es endlos. Er fuhr über den Gotthard nach Locarno, stand auf der Madonna del sasco und blickte stundenlang zum ewig blauen Lago maggiore — seine Gedanken aber blieben bei Daisy.

Weihnachten stand vor der Tür! Das Fest der Freude! Und das arme Tier in Basel? War es von aller Freude ausgeschlossen? Und er selbst sollte hier im Paradies des Südens Weihnachten feiern können, während Daisy in Schmerz und Angst nach ihm verging?

Als er in sein Hotel zurückkehrte, stand sein Entschluß fest. Spät abends war er in Zürich.

In seiner Pension wurde ihm der Bescheid, daß die Direktion des Zoologischen Gartens in Basel telephonisch angerufen und dringend gebeten habe, daß der Herr Doktor sofort kommen möchte, es wäre mit Daisy nicht auszuhalten, sie mache durch ihr Gebrüll alle Tiere nervös.

Am nächsten Morgen war er der erste Besucher des Gartens. Das arme Tier gebärdete sich wie unsinnig in seinem Glück. Sein Herr und Freund war nicht gestorben; er lebte, lebte! Das war am heiligen Abend.

Nach Neujahr kam wieder der Ruf aus Tokio. Henry biß die Zähne zusammen. Tagelang ging er umher, ohne einen Entschluß fassen zu können. Hatte denn das Leben nichts für ihn, das er behalten durfte? Die erste Daisy floh ihn — die zweite sollte er — — —?

Endlich hatte er sich durchgerungen! Er mußte gehen, die Interessen seines Landes verlangten es; und für Daisy gab es nur eins — die Kugel von seiner Hand.

Er sprach mit der Direktion. Er würde für einen anderen Königstiger sorgen. Man sah es ein.

Es wurde ein langer Tag. Henry saß im Käfig und sprach leise Worte in Daisys Ohr. Draußen versank der Tag. Das Publikum verließ den Garten. Die Tat rief. — Henry tastete mit der Hand zum Revolver. — Das Tier hob unvermittelt den Kopf und sah ihn an. Henry erschauerte. — Das war wieder der Blick, der ihn nie verlassen würde. Daisys Augen.

Er war wie gelähmt, trat an das Gitter, lehnte den Kopf an die kühlen Stäbe und stöhnte: „Ich — kann es nicht."

Noch eine Stunde blieb er bei dem Tiger, dann teilte er der Direktion mit, daß er — in Zürich bleibe.

Wochen, Monate vergingen. Der zweite Botschaftssekretär war erkrankt und mußte beurlaubt werden. Henry übernahm zunächst vertretungsweise, dann, als jener in die Heimat reiste, gänzlich den Dienst.

Ein halbes Jahr später kam seine Berufung — nach Tokio. Jetzt konnte Henry nicht mehr nein sagen — die Pflicht verlangte es!

Das Grauenvolle, Unvorstellbare wurde zur Tat. Zwei Schüsse an einem nebligen Frühmorgen. Daisy war nicht mehr.

Henry kam fiebernd heim, warf sich auf sein Lager und murmelte nur immer trostlos vor sich hin: „Mörder! Mörder!"

Am nächsten Tag fuhr er in die Glarner Alpen. In einer einsamen Bauernhütte am Klöntalsee blieb er eine Woche, sah keinen Menschen und sprach kein Wort: Seine Augen wanderten über die Firnen der in ewiger Ruhe liegenden Berge und seine Seele gelobte sich: Nichts mehr festhalten!

Nach seiner Rückkehr machte er sich reisefertig für seine Berufung. Fell und Herz der Tigerin sollten ihn unzertrennlich begleiten. Es war der letzte Tag seines Dienstes.

Da wurde ihm Besuch gemeldet. Ohne nach der Karte zu blicken, ließ Henry bitten. Die Tür öffnete sich und herein trat eine junge Dame. Henry wandte sich um, erhob sich und — griff nach der Schreibstuhllehne. Dann wechselte sein Blick von der Eintretenden zu der Karte. Endlich würgte er heraus: „Daisy?"

„Ja, ich bin es."

„Wo — kommen Sie — her?" Er konnte noch immer nicht die Wirklichkeit fassen.

„Ich kam vorgestern nach Madrid. Sie wissen, eine Schwester von mir ist dort verheiratet. Und da las ich eine alte Zeitungsnummer, die sie mir aufgehoben hatte, weil die Geschichte einer Tigerin darin stand — die meinen Namen trug. Ich erkundigte mich im Zirkus, man nannte mir Ihren Namen, am Abend nahm ich den Expreßzug, und nun bin ich hier — Henry!"

„Daisy! — Träume ich nur oder ist es wahr?"

„So wahr, wie du mich noch liebst und mich mit dir nehmen wirst, wohin du willst."

„O, Daisy, es ist nicht zu fassen, nicht zu begreifen!"

„Aber zu glauben," sagte sie glücklich lächelnd und legte den Arm um seine Schulter.

Da blickte er ihr ernst in die Augen und sagte leise: „In Indien würde ich glauben, daß die andere Daisy dich hergeführt habe."

Büchertisch

Knut Hamsun: „Ein Gespenst und andere Erlebnisse". Die „Kleine Bücherei", Verlag Albert Langen-Georg Müller, München. Gebunden 80 Pfg.

Mit diesem Bändchen tritt Knut Hamsun, der große Epiker, der unübertreffliche Menschenschilderer, als Meister der kleinen Erzählung vor den Leser. Aus jeder dieser fünf Geschichten leuchtet die unnachahmliche ursprüngliche Erzählerfreude, die Gabe, den unscheinbarsten Erlebnissen einen eigenen Reiz abzugewinnen und damit den Leser zu fesseln und in Spannung zu halten. Unheimlich hebt das Bändchen an mit dem Bericht eines Jugenderlebnisses „Das Gespenst". Viel böses Grauen ist aus dieser Vision über den jungen Hamsun gekommen, aber auch die Lehre, „die Zähne zusammenzubeißen und mich hart zu machen. In meinem späteren Leben habe ich hin und wieder Verwendung dafür gehabt". Mit wie viel Humor Hamsun dem Leben beizukommen weiß, zeigt besonders die „Vortragsreise", ein Kabinettstück ironischer Erzählweise. Behagliche Beschaulichkeit und bis ins kleinste gehende genaue Beobachtung sprechen aus den übrigen Erzählungen, von denen „Mein Skykpferd" und nicht zuletzt „Eine ganz gewöhnliche Fliege mittlerer Größe" niemals ihre Wirkung verfehlen werden. Auch in diesen kleinen Erzählungen erkennt der Leser den Schöpfer des „Segens der Erde" und der „Landstreicher", denn die Elemente seines Schaffens, seine Erlebnisfreude und seine prachtvolle Erzählergabe sind darin enthalten wie im größten seiner Romane.

*

Borisav Stankovic: „Hadschi Gajka verheiratet ihr Mädchen." Roman. Einzige berechtigte Uebersetzung aus dem Serbischen von S. D. Jeremski. In Leinen gebunden 4.80 M. Verlag von Albert Langen/Georg Müller, München, 1934.

Dieses Buch des Serben Borisav Stankovic bedeutet für den deutschen Leser eine große Ueberraschung. Abgesehen von wenigen Ausnahmen, die es aber nicht vermochten, zu einer größeren Leserschaft durchzudringen, ist dies das erste Werk eines serbischen Dichters, das deutschen Menschen Einblick gewährt in eine bisher verschlossene Welt voller Leidenschaft und Wildheit. Stankovic, den die Serben als ihren besten Erzähler feiern, führt den Leser an die Grenze zwischen Europa und Kleinasien. Die kleine Stadt Vranje, ein Ort, an dem sich slawische, griechische, türkische und altrömische Einflüsse mischen, ist ihm die Welt. In kraftvoll großen Bildern zeichnet er den Balkan zu der Zeit, da die alte städtische Aristokratie verfällt, da ein Geschlecht unverbogener, derber Bauern sich anschickt, die Macht zu ergreifen. Auch hier also stehen Stadt und Land gegenüber, auch hier kämpfte eine junge Welt mit einer alten, vergehenden Kultur. Mit ungemeiner Farbigkeit und Anschaulichkeit steht das alles vor den Augen des Lesers: der Hof des Effendi Mita, das reiche Haus, dessen Besitzer einst wie ein Herrscher entschied über alles, was in der Stadt vorging, der langsame Verfall, den der vornehme Herr nicht aufzuhalten vermag und dem er endlich Einhalt gebieten will dadurch, daß er seine Tochter, die schöne Sofka, verheiratet an den noch unmündigen Sohn eines reichen Bauern! Sehr fein sind auf dem Hintergrunde dieser fernen, bunten Welt die Seelenvorgänge dargestellt. Da ist vor allem Sofka, die blühende Schönheit, die in ziellosem Sich-sehnen auf die Erfüllung ihrer großen Liebe wartet. Sie ahnt, was eine wirklich erfüllte Liebe sein könnte und sie opfert sich doch, als sie spürt, wie ihr Vater sich vor ihr demütigt, da er sie drängt, in die Heirat mit dem unbekannten, ungeliebten Bauernsohn einzuwilligen. Und welche Verwirrung entsteht, als Marko, ihr Schwiegervater, dieser prächtige alte Bauer, spürt, wie aus der fast geschäftlichen Abmachung über die Heirat der Kinder plötzlich in ihm selbst die Liebe zur schönen Sofka emporschlägt! Wie viel Ehrgefühl in diesem Manne, der seiner brennenden Leidenschaft nicht nachgibt, wie es wohl Landessitte und Brauch ist, sondern über die Grenze reitet, wo er sicher ist, von seinen Feinden erschlagen zu werden. Es ist eine Welt sehr ursprünglichen Lebens, die Stankovic schildert, aber doch herrschen in ihr Gesetze, die zu erfüllen sind, gegen die der einzelne wohl anrennt im ersten Aufbegehren, im stürmischen Wollen, sich selbst durchzusetzen, gegen die er aber doch zuletzt machtlos bleibt.

Das Schönste an diesem Buche ist ohne Zweifel das Menschliche, die Leidenschaften und Schmerzen, das wild Erregende von Liebe, Opfer und Entsagung. Slawische Weichheit und orientalische Wildheit mischen sich in den Gestalten dieses Buches auf eigentümliche Weise, wie in dem ganzen Geschehen, das in seiner farbigen Mannigfaltigkeit zu dem interessantesten gehört, was man in den letzten Jahren zu lesen bekam.